

AUSSPRACHE

„Sozialpolitik unter ökonomischem Aspekt“

Der Aufsatz von *Peter Mitzscherling* in Heft 7/1958 zeigt in begrüßenswerter Klarheit die enge Verzahnung moderner Sozialpolitik mit der allgemeinen Wirtschaftspolitik. Er verdient besondere Anerkennung wegen der klaren Herausstellung der auf Mackenroth zurückgehenden Feststellung, daß der Sozialaufwand jeder Periode nur aus den laufenden Sozial-einkommen eben dieser Periode bestritten werden kann. Leider verläßt der Verfasser im Verlauf der weiteren Ausführungen dann zuweilen diesen Grundsatz. Zum Beispiel bei der Darstellung der Finanzierung der Rentenleistungen wird auch die Heranziehung von Mitteln aus dem Deckungsstock der Arbeitslosenversicherung erwähnt. Hier wäre ein kritischer Einwand gegen die allen Erkenntnissen der modernen Konjunkturtheorie widersprechenden Ansammlungen von Geldkapital bei den Arbeitslosenversicherungsträgern sehr am Platz gewesen.

Wir haben seit 1948 eine in einzelnen Perioden mehr oder weniger steile Konjunktorentwicklung mit ständiger Abnahme der Arbeitslosenziffer. Die Heranziehung des Deckungsstocks der Arbeitslosenversicherung zur Aufbringung der Mittel für die Rentenleistungen war ein erster kleiner — und noch dazu heftig umstrittener — Schritt zu dem Ziel, die Arbeitslosenversicherung konjunkturellen Erfordernissen anzupassen. Man wird sich leicht vorstellen können, was es für eine im Konjunkturabschwung befindliche Volkswirtschaft bedeuten muß, wenn auf Grund der steigenden Arbeitslosenzahl — und damit steigenden Zahl der Leistungen der Arbeitslosenversicherung — das von den Versicherungsträgern angelegte Geldkapital zurückgerufen wird. Eine bereits auf dem Konjunkturabschwung sich bewegende Wirtschaft muß durch Kündigung dieser Gelder einen heftigen Anstoß zum weiteren Abschwung kriegen. Hier — auf dem Gebiet der Arbeitslosenversicherung — wird noch sehr gegen das Mackenrothsche Prinzip verstoßen, und man wird die Arbeitslosenversicherung keinesfalls aus einer „geplanten Sozialpolitik“ herausnehmen können.

Bei der Darstellung des „Weges künftiger Sozialpolitik“ vermißt man sehr präzise Angaben über die Art des dringend notwendigen „langfristigen Sozialplanes“. Wenn auf Seite 418 angeführt wird, daß eine Erhöhung des Sozialaufwandes nur durch „1. Umschichtung des Konsums, 2. Beschneidung der Nettoinvestitionsrate und 3. Erhöhung des Sozialprodukts“ möglich ist, so ist dies zweifellos richtig. Bei den weiteren Ausführungen des Verfassers bleibt

aber für die Steigerung des Sozialaufwandes nur die Erhöhung des Sozialprodukts als einzige Quelle übrig. Sowohl eine Verminderung der Investition wie auch eine Umschichtung des Konsums wird als gesamtwirtschaftlich wenig sinnvoll bzw. nicht durchführbar angesehen. Hier ist bei der gegenwärtigen westdeutschen Einkommensstruktur entschieden zu widersprechen. Der teilweise sehr hektische Konjunkturaufschwung hat die Investitionsrate sehr über das in modernen Industriestaaten übliche Maß hinausgetrieben. Ein weiteres Durchhalten dieser überhöhten Investitionsrate müßte über kurz oder lang unweigerlich zum Konjunkturabschwung führen. Es ist somit nicht nur gesamtwirtschaftlich möglich, sondern geradezu gesamtwirtschaftlich erforderlich, daß die Investitionen gezielter und sparsamer erfolgen. Gelingt es, die Investitionsquote zu senken und die einzelnen Investitionen von Erweiterungsinvestitionen zu Rationalisierungsinvestitionen umzulenken, so stehen hier erhebliche Mittel zu einer Erhöhung des Sozialaufwandes zur Verfügung. Es ist dann lediglich eine Frage der Verteilung, ob diese Mittel auch dem Sozialetat zugeleitet werden.

Da unser gegenwärtiges Wirtschaftssystem von sich aus eine Verminderung der Investitionsquote kaum hervorbringen wird, erscheint eine geplante Sozialpolitik nur dann mit Erfolg durchführbar, wenn ihr eine gewisse Investitionskontrolle konform geht. *Fred Grondey*

Philosophisches und Soziologisches über die Arbeit

Nach der Bibel ist die Arbeit eine Strafe. Der Erzengel treibt die Menschen aus dem Paradies mit den Worten: „Im Schweiß eures Angesichts sollt ihr euer Brot verdienen.“

Ob es das Paradies gegeben hat oder nicht, soll hier nicht untersucht werden. Festgestellt aber muß werden, daß es heute noch ein Paradies gibt, und zwar tief verwurzelt in der Vorstellung der Menschen. Es steckt uns allen die Trauer um ein verlorenes Paradies und zugleich der Drang, es wiederzufinden, in den Knochen. Ich glaube, daß dieser Trend nach einem Platz, an dem alle Not, alle Mühen und Plagen, alles Sichquälen ein Ende hat, auch dann in uns wäre, wenn es keine biblische Geschichte vom Paradies gäbe. Diese Vorstellung von einem Ort, in dem alles menschliche Streben, alle Anstrengungen münden, an dem alle Opfer, aller Verzicht, alles Sichbescheiden und Zurückstehen belohnt wird und einen Sinn erhält, einem Ort in Irgendwo, an dem nichts mehr fehlt zum Glück, an dem eben Vollkommenheit herrscht, die Vorstellung eines solchen Ortes und Zustandes ist nicht an das Christentum gebunden. Der findet sich vielmehr in allen Religionen, Rassen und Weltanschauungen.

Es hat den Anschein, als traue sich die weitaus überwiegende Anzahl aller Menschen durchaus zu, ohne Arbeit auszukommen. Sie träumen von dem Glück Monacos, Miamis, der Südsee als vom modernen Schlaraffenland, dem modernen Garten Eden. Sie beneiden die Privilegierten, die Auserwählten des Glücks. Danach zu urteilen, scheint die Arbeit nicht hoch im Kurs zu stehen. Man mißtraut weiterhin jenen und belächelt sie, die etwa von einem Ethos der Arbeit sprechen, die Plattheiten, Zitate, Weisheiten und hochtrabende Worte im Munde führen, wie: Ohne Fleiß kein Preis — Vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt — Von der Stirne heiß rinnen muß der Schweiß — Arbeit adelt — Rast ich, so rost ich — Arbeite und bete.

Trotzdem gibt es Menschen, die ihre Arbeit lieben, die ohne sie nicht leben können, die sich vor der Pensionierung fürchten, denen ihre Arbeit echte Befriedigung verschafft, die fühlen, wissen und bekennen, daß ihr Leistungswille, ihr natürliches Streben nach Bewährung die Arbeit geradezu herausfordert, ja, sie notwendig braucht, und sie daher wünscht. Diese stehen positiv zu ihrer Arbeit und sie verrichten sie gern. Es sind jene Gesunden, Starken, Vernünftigen, Lebenstüchtigen, die aus der Not, arbeiten zu müssen, die Tugend, arbeiten zu wollen, gemacht haben. Diese befreien sich auf wahrhaft menschenwürdige Art von dem Joch der Arbeit, indem sie wollen, was sie müssen. Denn nur wer will, was er muß, ist Herr in dieser Welt, ein stolzer, ein freier, einer, der seinen aufrechten Gang rechtfertigt. In diesem Sinne ist ein Manager oder Großindustrieller, der, von Gewinnsucht gejagt, nur noch Opfer und Sklave seines Werkes ist, unfreier als ein Arbeiter, der seine Arbeit liebt, weil er sie zu leisten vermag, ohne von ihr überfordert zu werden. Der Mensch hat die Möglichkeit vor der Materie, der Pflanze, dem Tier voraus, unabhängig von chemischen, physikalischen, physiologischen Prozessen, Reizen, Reaktionen und Reflektionen, ja, unabhängig von Gefühlen, Trieben und Instinkten sich frei zu entscheiden: für das Gute oder das Schlechte, für die Liebe oder den Haß, für das Mitleid oder die Grausamkeit, für den Sozialismus oder den Feudalismus, für Religion oder Atheismus, für Kino oder Theater, für Fernsehen oder Hausmusik, für Ablehnung oder Bejahung der Kirche, der Familie, der Ehe, der Arbeit.

Diese Freiheit der Wahl und der Entscheidung besitzt er kraft der Tatsache, Mensch sein zu dürfen. So gesehen, ist das Verhältnis des Menschen zu seiner Arbeit nichts anderes als sein Ringen um seine innere Freiheit. So viel zur philosophischen Seite dieses Problems.

Es gibt indes noch eine andere, die uns interessiert, nämlich die soziologische. Überforderung der Leistungsfähigkeit eines Menschen durch soziale Ungerechtigkeit ist ein Vergehen an seinem Leben, an seiner Gesundheit und

darüber hinaus ein unmittelbarer Freiheitsentzug. Denn wenn ein Mensch gezwungen wird, eine seine Kräfte überfordernde, seiner Gesundheit schadende und nicht gerecht entlohnte Arbeit zu verrichten, so muß er zwangsläufig in Unfreiheit geraten, weil er ja dauernd zu tun gezwungen wird, was er nicht will und vernünftigerweise auch gar nicht wollen kann.

Es muß daher in jedem Betriebe und jedem Staate für Sicherheiten gesorgt werden, die den arbeitenden Menschen vor den Mängeln der menschlichen Natur schützen, nämlich vor der Natur der Menschen, für deren Rechnung er arbeitet. Es liegt in der sehr weisen Einrichtung der Verschiedenartigkeit der Individuen begründet, daß sich unter dem Zwang, zu arbeiten, und in ihrem Streben nach Lebenserfolg jene anderen beiden Gruppen herausgebildet haben, die sich chronologisch von Herren-Sklaven über Reiche-Arme, Kapitalisten-arbeitende Massen in der freien Welt schließlich zu Sozialpartnern fortentwickelt haben. Diese Partnerschaft von Arbeitgeber und Arbeitnehmer an der gemeinsamen Arbeit und am gemeinsamen Produkt stellt sich als fundamentale und nicht hoch genug zu schätzende Er rungenschaft echten sozialen Fortschritts dar. Denn es ist in ihr so viel allen Menschen Gemeinsames und sie Verbindendes enthalten, und es kommt darin die Abhängigkeit vom gleichen Schicksal, nämlich arbeiten zu müssen, so klar zum Ausdruck, daß es für jeden im Arbeitsprozeß Stehenden zur selbstverständlichen Pflicht werden müßte, diese Partnerschaft zu pflegen und weiterzuentwickeln.

Am Beispiel der Arbeit zeigt sich weiterhin jedoch, daß die freie Welt die Klassen noch nicht ganz überwunden hat. Es ist bei uns in Europa noch zuviel vom Gegeneinander spürbar, von den einen, die für möglichst viel Leistung möglichst wenig bezahlen wollen, und den anderen, die für möglichst wenig Leistung möglichst viel Geld haben wollen. Das kann aber nicht die Moral einer echten Partnerschaft sein. Erst wenn beide Sozialpartner, nämlich Arbeitnehmer und Arbeitgeber, sich in gemeinsamen Anstrengungen vereinen, um, im Bewußtsein des gleichen Schicksals und gleicher gegenseitiger Verantwortung, die zu leistende Arbeit und ihr Produkt gerecht zu verteilen, werden wir der östlichen Welt demonstrieren können, wie man nach dem Kapitalismus wahrhaft auch die Klassen überwindet. Nur eine solche Sozialgemeinschaft und die sich daraus entwickelnde Gesellschaftsordnung freier Dienender wird in stande sein, den bolschewistischen Imperialismus zu stoppen. Die Sozialgemeinschaft und die Gesellschaftsordnung freier Dienender allein wird die gewaltigen Kräfte entwickeln können, die notwendig sind, um in internationaler Zusammenarbeit die auf uns zukommenden Probleme der Automatisierung und der Weltraumfahrt zu meistern.

Heinrich Schopper